

AKW-GEGNER HARTMUT GRÜNDLER

Flammende Wahrheit

Die Geschichte des Hartmut Gründler, der sich 1977 aus Protest gegen die Lügen der Atomindustrie selbst verbrannte

VON Frank Keil | 20. April 2011 - 08:00 Uhr

Hier genau hat er oft gesessen«, sagt Wilfried Hüfler, und er streicht mit seiner Hand leicht über das Sofa. »Er hat bei uns übernachtet, er hat mit uns gegessen.« Aber wann er ihm das erste Mal begegnet sei? Der pensionierte Lehrer dreht sich um, zeigt über die blühenden Orchideen auf der Fensterbank hinweg durch das Wohnzimmerfenster auf die leicht hügelige schwäbische Landschaft: »Dort hinten, auf unserem Hausberg, wollten sie das Atomkraftwerk Reutlingen-Mittelstadt bauen, dort hätten die Kühltürme und der Reaktor stehen sollen. Und bei dem Kampf gegen dieses AKW haben wir Hartmut Gründler kennengelernt, irgendwann 1975.« Er stockt. »Wie lange haben wir gegen das AKW gekämpft, bis 85?«, fragt er seine Frau. »Bis 1987«, sagt Friedhild Hüfler.

Und das letzte Treffen? Das war drei Wochen bevor sich Hartmut Gründler in Hamburg verbrannte, im Herbst 1977. »Wir machten Briefe mit einem seiner Texte fertig, und er wollte, dass ich auf die Umschläge einen grellgelben Zettel mit der Aufschrift ›Letzter Hungerstreik!‹ klebe«, erzählt Hüfler. »Ich lehnte ab. Ich habe Gründler damals wie so viele andere im Stich gelassen.«

Nebenan in Hüflers kleinem Büro stapeln sich die Aktenordner, sortiert nach Jahren; gefüllt mit Flugblättern Gründlers, seinen Erklärungen, seinen offenen Briefen, seinen Briefwechseln mit Politikern wie Österreichs sozialdemokratischem Bundeskanzler Bruno Kreisky oder Erhard Eppler. Dazu kommen all die gespeicherten Dokumente im Computer. »Es gibt wohl niemanden, der so viel über ihn gesammelt hat wie ich«, sagt Hüfler. Und daraus sollte lange schon eine Biografie erwachsen! Nur – da ist das Bahnprojekt Stuttgart 21, gegen das Hüfler kämpft, was seine Zeit braucht. Da ist die von ihm gegründete Initiative für die Aufnahme des Volksentscheids in die baden-württembergische Verfassung. Wilfried Hüfler wurde jetzt 77. Gründler war gerade 47, als er starb.

Der Kämpfer und Prophet. Der Unerbittliche. Der Selbstverbrenner. Zur Welt kommt Hartmut Gründler im Januar 1930, ein Pfarrerskind aus dem kleinen Ort Hümme in Nordhessen. Die drei zum Teil um vieles älteren Brüder kämpfen an der Ostfront. Einer kehrt mit einer Kopfverletzung schwer traumatisiert zurück. Wichtig für Gründler wird ein Freund seines Vaters: Hermann Schafft, ebenfalls Pastor und Mitglied des bündischen Neuwerkkreises, der einem religiösen Sozialismus verpflichtet ist. 1945 besucht Gründler im nahen Hofgeismar über mehrere Monate einen Gesprächskreis, man spricht über den Islam, den Buddhismus, Mahatma Gandhi .

Der junge Mann macht nach dem Abitur erst einmal eine Maurerlehre, beginnt ein Architekturstudium, wechselt an das Pädagogische Institut in Jugenheim bei Darmstadt, wird Volksschullehrer. Nach einigen Jahren im Schuldienst geht Gründer 1967 zurück an die Universität, nach Tübingen. Er schreibt sich ein für Pädagogische Psychologie und Allgemeine Sprachwissenschaft. Immer stärker beschäftigen ihn die Lehren Gandhis und dessen Prinzipien der gewaltfreien Aktion. Kurz kommt er beim maoistischen Tübinger Komitee für Umweltschutz unter, dann gründet er den Bund für Umweltschutz, den er strikt auf das Prinzip der Gewaltfreiheit verpflichten will.

Doch der eigene Verein setzt ihn vor die Tür. Gründer will sich keinen Mehrheitsbeschlüssen beugen. Er gründet den nächsten: den Arbeitskreis Lebensschutz – Gewaltfreie Aktion Umweltschutz e.V., eng verquickt mit dem reaktionären Weltbund zum Schutz des Lebens, der nicht nur gegen die Atomwirtschaft opponiert, sondern auch das Rauchen geißelt und die Vollwerternährung predigt. Ans Lehrerpult zieht es ihn nicht zurück; nur wenn das Geld knapp wird, gibt er noch Deutschkurse für Ausländer.

Für Furore sorgen Gründlers essayistische Schriften, in denen er sich die Sprache der Energiekonzerne und deren Lobby vornimmt, die in jenen Tagen glauben machen will, dass ein atomares Endlager beherrschbar ist, wenn man es nur »Entsorgungspark« nennt. Seine Analysen sind ebenso scharfzüngig wie präzise. Schon das Wort Atom, schreibt er in seinem *Wörterbuch des ZwiDenkens*, sei »ein Reizwort, das die Atomlobby möglichst vermeidet, da es unerwünschte, wiewohl sachlich zutreffende Assoziationen zur Atombombe weckt. Planmäßig sorgt z. B. das Deutsche Atomforum für die Sprachregelung, ›Atom‹ durch ›Kern‹ zu ersetzen. Auch hier gibt es Assoziationen, aber höchst liebenswürdige: Haselnußkerne, Kernobst, kernig, kerngesund.«

Gründer wird zu Vorträgen eingeladen, er reist durchs Land, gibt dem Protest intellektuelle Schärfe. Alle, die damals zur Anti-AKW-Szene stoßen, lernt er kennen: Robert Jungk und Herbert Gruhl, Jo Leinen und Jens Scheer. Und sein Engagement findet auch jenseits der Atomfrage kaum Grenzen: Ob auf Sylt ein Hochhauskomplex errichtet werden soll oder Tübingens Studenten das Mensaessen nicht schmeckt, Gründer engagiert sich. Er mischt sich ein, er ist am Ort. Er initiiert Dutzende von Sammelklagen gegen geplante AKWs, er schreibt jedem einzelnen Bundestagsabgeordneten. Und auch dem Papst.

»Wir haben gesehen, dass er sehr einsam war«

Es geht Gründer nicht allein um die Risiken der Atomenergie, um Fragen der Reaktorsicherheit, um zu erwartende Krebsraten in der Umgebung atomarer Anlagen. Ihn wühlt auf, dass die Fakten nicht auf den Tisch kommen; dass nicht gesagt wird, was man weiß, und auch nicht, was man nicht weiß. Es geht ihm um die Wahrheit. Er fordert die Aufnahme des »Rechtes auf Wahrheit für jeden Bürger« ins Grundgesetz, während er

zugleich versucht, Forschungsminister und Atomkraftfan Hans Matthöfer (SPD) wegen drohenden Völkermordes anzuklagen.

Der Theoretiker drängt zur Aktion. Er beginnt, Gandhi mit Fastendemonstrationen nachzueifern, die in Hunger- und Durststreiks übergehen. Mal finden diese in Privaträumen statt, dann in Kirchen, in denen er sich ankettet: »Das Mittel des Hungerstreiks wirkt anders [...]. Einen freiwillig Verhungerten begreift noch der letzte *Bild*- Leser, und sei es für eine rasche verdrängte Schrecksekunde. Im Fasten gehen wir vom ›Maulbrauchen‹ (Pestalozzi) zum existentiellen Dialog über«, so steht es in seiner programmatischen Schrift *Warum (im Notfall) Hungerstreik?*.

Dass immer mehr Menschen gegen die Atomenergie demonstrieren, betrachtet Gründer mit Genugtuung. Aber es reicht ihm nicht. Er ist ohnehin kein Freund von Massenbewegungen, sondern er setzt auf das vorbildliche Wirken Einzelner: auf Männer, die ihren Weg gehen, die dabei alles geben, die alles opfern, und sei das Opfer auch noch so groß. Dabei kann er sich auf die Ideale des traditionellen Naturschutzes stützen, wengleich sich diese manchmal bizarr vermischen mit antimodernen, gar mit völkischen Vorstellungen aus der Weimarer Zeit und den NS-Jahren. Bis hin zum obskuren Collegium Humanum des Christengemeinde-Pfarrers und einstigen NS-Funktionärs für Brauchtum, Werner Georg Haverbeck, im ostwestfälischen Vlotho reichen Gründlers Verbindungen. Im Sommer 1976 ist kurz geplant, ihn dort als Geschäftsführer einzusetzen. Eng ist auch sein Kontakt zu dem Lebensschützer und entschiedenen Atomkraftgegner Walther Soyka, der in den Zirkeln des rechtseroterischen Bundes für Gotteserkenntnis der Mathilde Ludendorff verkehrt.

»Gründer sagte immer: ›Wir müssen mehr machen! Wir müssen radikaler sein!‹«, erinnert sich Ulfrid Kleinert, heute Theologieprofessor in Dresden, der damals in Hamburg lebte. Die Stadt war wegen der Nähe zu den Standorten der bereits existierenden beziehungsweise geplanten AKWs in Stade, Brokdorf , Krümmel , Brunsbüttel , aber auch dem projektierten Atom Mülllager in Gorleben einer der Kristallisationsorte der Anti-AKW-Bewegung. Mehrmals ist Gründer dort bei der Initiative Kirchliche Mitarbeiter/Gewaltfreie Aktion zu Gast. »Er war für uns ein Dialogpartner, von dem wir etwas gelernt haben und der uns hoffen ließ, dass er auch von uns etwas lernt«, erinnert sich Kleinert. »Aber da war er schon zu sehr in seinen Geschichten versponnen. Wir haben gesehen, dass er sehr einsam war, und wollten ihn einbeziehen, aber dafür war er zu spröde. Er ging seinen eigenen Weg. Er suchte die Gemeinschaft, aber er hat sie nicht gewollt.«

Vom Einzelgänger Gründer wissen viele zu berichten. »Ich lernte ihn im März 1977 in Gorleben kennen, wo wir Bäume pflanzten«, erzählt Hans-Jürgen Benedict, damals Hochschullehrer an der evangelischen Erzieherfachhochschule Rauhes Haus in Hamburg. »Es war ein wunderschöner Frühlingstag, wie geschaffen für ein ambulatorisches Gespräch. Aber Gründer war schon sehr düster gestimmt, eigentlich nicht mehr zu erreichen.«

Auch Roland Vogt, Gründungsmitglied der Grünen und einer ihrer ersten Bundestagsabgeordneten, erinnert sich an einen nicht einfachen Zeitgenossen: »In Wyhl führte er eine Fastenaktion durch – ohne diese vorher mit den örtlichen Bauern abgesprochen zu haben. Die Sache kam zunächst überhaupt nicht gut an.« Was ihn für Gründer einnahm, war dessen absolute Gewaltfreiheit. »Leider fehlte ihm eine gewisse Gelassenheit; da war dieser maßlose Wille zum persönlichen Opfer.«

Wilfried Hüfler in Reutlingen, der Helfer und Archivar, indes ist sich sicher: »Gründer starb nicht aus Verzweiflung. Es war kalkuliert, ein Akt des Muts und der Entschlossenheit – im Bewusstsein, damit schuldig zu werden.« Nun zeigt seine Frau auf das Sofa, und es bricht aus ihr heraus: »Er hat mich eines Abends gefragt, ob er nicht hier bei uns auf dem Sofa diesen letzten Hungerstreik machen kann. Mitten in unserer Familie, mit zwei kleinen Kindern, wollte er sich zu Tode hungern!« Und das Erschrecken und auch die Empörung über dieses Ansinnen sind ihr noch anzumerken.

Zu dieser Zeit wendet sich Gründer an Petra Kelly. Sie ist schon eine prominente Ökologin, zugleich Beamtin in Brüssel. Dort versucht sie, für ihre Ideen zu werben, ihren Job riskieren will sie allerdings nicht. Als Gründer sie bittet, in Bonn eine Veranstaltung zu lancieren, auf der er seinen letzten, alles entscheidenden Hungerstreik bis zum Tode verkünden will, lässt sie die Sache im Sande verlaufen.

Es sind die Jahre der sozialliberalen Regierung Helmut Schmidt, die Jahre, da das Unternehmen seines Vorgängers im Kanzleramt, Willy Brandt, mehr Demokratie zu wagen, als abgeschlossen gilt. Es sind die Jahre der Machbarkeit und des Terrorismus, die Jahre der Sachzwänge und des Sichtbetons. Es sind die letzten Jahre eines unverdrossenen Fortschrittsglaubens und eines ungetrübten Technikoptimismus, der noch aus den Tiefen des 19. Jahrhunderts stammt. Der Hamburger Parteitag der SPD, auf dem der Ausbau der Atomenergie beschlossen werden soll, rückt näher. Die Partei zeigt sich mal wieder gespalten. Der robuste Gewerkschaftsflügel ist sich sicher, dass es mit den lästigen Umweltspinnern ein rasches Ende nimmt. Die sensibleren Genossen ahnen hingegen: Hier beginnt etwas Neues. Und tatsächlich war ja bereits eine neue Partei im Aufbruch, die sich drei Jahre später in Karlsruhe gründen sollte: die Grünen.

Beim Bonhoeffer-Denkmal zündet er sich an

Gründer will mit Schmidt von Mann zu Mann, von Christ zu Christ sprechen, will erreichen, dass Schmidt eingesteht, wie das Volk über die Risiken der Atomenergie belogen werde. »Vielleicht«, schreibt Gründer, »hat der Bundeskanzler sich unter übermächtigem Druck in ein Verhängnis verstrickt, aus dem er sich mit eigener Kraft nicht mehr lösen kann.« Doch er müsse »die Handlungsfreiheit zurückgewinnen und der Stimme seines Gewissens folgen«.

Gründler macht sich auf den Weg nach Hamburg. Unterstützer versprechen, vor dem Congress Centrum, wo der Parteitag stattfindet, einen Wohnwagen aufzustellen. Dort will er in einen unbefristeten Hungerstreik treten. Er informiert die Presse.

Als er ankommt, ist der Wohnwagen nicht da. Die Unterstützer lassen sich nicht blicken. Gründler ist enttäuscht – und zum ultimativen Protest entschlossen. Er verfasst letzte Briefe. An Schmidt schreibt er: »Unter den 60 Millionen Menschen in der Bundesrepublik finde ich nicht die Handvoll Helfer, die unentbehrlich sind. Es muß sie geben, irgendwo, geistig sind sie mir nahe, aber hier an Ort und Stelle finde ich sie nicht.«

Er formuliert sein Testament, setzt unter anderem Schmidt, Matthöfer sowie Willy Brandt als Erben ein. In einer letzten Erklärung spricht er von sich in der dritten Person. Allein fährt er zur Hauptkirche St. Petri an der Mönckebergstraße. Nahe dem kleinen Denkmal für den von den Nazis hingerichteten Dietrich Bonhoeffer übergießt er sich mit Benzin und zündet sich an. Es ist der Nachmittag des 16. November, Buß- und Betttag.

Freimut Duve, damals Mitglied im Hamburger Landesvorstand der SPD, überbringt den Genossen im Congress Centrum die Nachricht. »Sie wurde schon sehr dramatisch aufgenommen. Aber sie hat am Ergebnis des Parteitages natürlich nichts geändert. Wir, die wie ich in Brokdorf demonstriert hatten, waren in der Partei doch sehr singulär«, erinnert sich Duve. Gründler liegt da im Allgemeinen Krankenhaus St. Georg, wo er fünf Tage später stirbt, ohne noch einmal das Bewusstsein wiederzuerlangen.

»Für mich war Gründler immer der Soldat, der gegen die Atomkraft kämpfte«, sagt Friedhild Hüfler. »Er war sehr männlich.« Eines Abends, während sie da zu dritt um den Wohnzimmertisch saßen, Flugblätter eintüteten und Briefumschläge adressierten, wird ihr klar, sie und Gründler haben zwei Semester lang am selben Institut in Jugenheim studiert. Vielleicht sind sie sich schon damals über den Weg gelaufen, bestimmt sogar! »Aber das hat ihn überhaupt nicht interessiert; davon wollte er gar nichts wissen«, berichtet Friedhild Hüfler. »Ich sollte das erledigen, was an Arbeit anlag; sollte seine Briefe frankieren, mehr nicht.« Ihr Mann fällt ihr ins Wort: »Das gehörte zu der Gradlinigkeit, mit der er sein Leben lebte. Sein Ziel war die Aufdeckung der Lüge; der Kampf gegen die Lüge überhaupt. Wer so zielstrebig ist, der hat keine Zeit für solche Dinge wie Erinnerungen an gemeinsame Studienzeiten.«

Hartmut Gründler wird auf dem Tübinger Bergfriedhof beigesetzt. Über tausend Trauergäste finden sich ein. Man einigt sich ohne große Worte darauf, dass Gründlers Tat ein Akt des Widerstandes war. Wie die Selbstverbrennung der 82-jährigen Alice Herz 1965 in Detroit aus Protest gegen den Vietnamkrieg, wie die des 20-jährigen Jan Palach 1969 in Prag aus Protest gegen die sowjetischen Panzer. Wie die Selbstverbrennung des Pfarrers Oskar Brüsewitz 1976 in Zeitz aus Protest gegen die SED-Diktatur.

Testamentarisch hat Gründler verfügt, dass Helmut Schmidts Buch *Als Christ in der politischen Entscheidung* auf den Sarg genagelt werden soll. Jemand legt schließlich das

angekockelte Exemplar, das Gründler im Moment der Verbrennung bei sich trug, zu den Blumen. Auf seinem Grabstein steht: »Ein Leben für die Wahrheit / Ein Tod gegen die Lüge«.

In St. Petri in Hamburg veranstaltet die Kirchenleitung einen Gedenkgottesdienst, aber die jungen angehenden Pastoren, die sich gegen die AKWs in Brokdorf und Krümmel, gegen das Endlager in Gorleben aussprechen – und die Gründler meist persönlich kannten –, sind nicht eingeladen. Sie demonstrieren draußen vor der Tür, an der Mönckebergstraße, befestigen eine Tafel mit der Johannes-Losung »Oh Herr, wärst du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben«. Die Tafel verschwindet bald. Heute erinnert dort nichts mehr an Gründlers letzten, flammenden Protest. Nur eine einsame kleine Laterne bewacht den Ort, an dem jeden Tag Tausende Passanten die breite Einkaufsstraße entlang vorüberziehen.

Der Streit der frühen Jahre, Gründlers Visionen, die Anfänge der Grünen – all das ist so unglaublich lange her. Viele, die sich damals gegen die Atomkraft engagierten, sind schon gestorben oder gehen auf das Lebensende zu. Und die Grünen sind längst eine etablierte Partei. Politik ohne sie kann man sich nicht mehr vorstellen, ja es scheint fast so, als hätten sie die einst so große und stolze und leider auch so ignorante SPD in der Bedeutung überholt.

Bei Wilfried Hüfler klingelt jetzt öfter das Telefon. Es melden sich die Nachgeborenen, die etwas über Gründler erfahren wollen. Im Sommer soll in Freiburg ein Theaterstück über die Geschichte der Grünen aufgeführt werden, in dem es auch um Gründler geht. Ein Filmemacher hat sich gemeldet, will die Dokumente studieren. Fährt Hüfler nach Stuttgart, um gegen den neuen Bahnhof zu demonstrieren, heftet er an seinen Rollator eine Holzlatte mit fotokopierten Aufrufen Gründlers, die er wie einen Schild vor sich herschiebt. In memoriam.

Waren Sie eigentlich befreundet mit Gründler? »Ich hätte mir gewünscht, sein Freund zu sein. Aber zur herzlichen Umarmung, zum Auf-die-Schulter-Klopfen, so weit ist es nie gekommen«, sagt Hüfler. Seine Frau schweigt. Dann sagt sie nur: »Wir haben uns bis zuletzt gesiezt.«

Der Autor ist Schriftsteller und Journalist; er lebt in Hamburg

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/17/Hartmut-Gruendler>